

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (2005)
Heft: 4: Mariastein : das Benediktinerkloster im Leimental : von Legenden, Pilgerfahrten und Verbannungen : das Klosterleben heute

Artikel: Sie hat mir nichts gesagt, aber ich habe alles verstanden : unsere Liebe Frau im Stein
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-843467>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie hat mir nichts gesagt, aber ich habe alles verstanden

Unsere Liebe Frau im Stein

Unter den vielen Höhlen im Jura waren wohl einige in vorchristlicher Zeit bewohnt; und dass andere kultisch genutzt wurden, ist zumindest nicht auszuschliessen – daraufhin weist möglicherweise die Ortsbezeichnung Heidenloch in der Nähe von Mariastein. In fast allen Religionen wird eine Höhle als heiliger Ort verstanden, als Ort der Einweihung, des göttlichen Geheimnisses, der Wandlung und Offenbarung. Das gilt auch für die Gnadenhöhle von Mariastein.

Wenn wir dem Birsig durch die ehemalige Auenlandschaft von Binningen, Bottmingen und Oberwil bachaufwärts folgen, dann gelangen wir zu seinem Ursprung in der Region Flüh, Mariastein und Landskron. Zwar existiert die alte Birsigtalbahn nicht mehr, aber auch die gelbrote BLT-Tram fährt hinaus ins Grüne, hinein in den Solothurner Jura und hinein in eine andere Zeit. Wer im Jura wandert, gelangt ab und zu an einen Ort, wo die Welt nicht mehr Kugel ist, sondern ein Ende hat, einen Rand, über den man hinunterfallen kann. Mariastein ist ein solcher Ort. Man fühlt, von hier aus kommt man nicht mehr weiter. Man könnte sich in der Landschaft verlieren. Also umkehren – oder sich fallen lassen.

In den Sagen sind die Hügel um Mariastein und die Landskron ein besonderer Platz. Sie erzählen von einer «weissen Frau», von Schätzen und Erscheinungen. Die Volkstradition scheint sich verschwommen an eine vorpatriarchale Zeit zu erinnern, die in dieser Gegend ihre Spuren hinterlassen hat. Dabei spielen die Felsen von Flüh und das Höhlenheiligtum von Mariastein eine bedeutsame Rolle.

Heute ist Mariastein ein Wallfahrtsort mit Tausenden von Besuchern, die ins Höhlenheiligtum zur Gadenkapelle hinabsteigen, um von der wunder tätigen Muttergottes Segen, Schutz und Hilfe zu erbitten. War das früher aber nicht auch so? Verehrten die Menschen nicht auch die Erdmutter, von der sie reiche Gaben erhielten und deren Segen sie erflehten. Für viele Frauen ist es noch heute selbstverständlich, vor einer Niederkunft nach Mariastein zu wallfahrten, um dort durch Fürbitten eine leichte Geburt zu erwirken. Interessant ist sogar eine «nachchristliche» Bedeutung des Höhlenhei-

ligiums, denn für die in der Schweiz lebenden Hindus stellt die Grotten-Heilige die Schwarze Göttin Kali dar.

Am Anfang stehen Legenden

Die Geschichte von Mariastein beginnt im späten Mittelalter mit einem legendären Absturz und einer wunderbaren Rettung. Danach soll eine Mutter, zusammen mit ihrem Buben Vieh gehütet haben. In der sommerlichen Mittagshitze suchte sie in der offenen Höhle, die später zur Gnadenkapelle gestaltet wurde, kühlen Schatten und schlief ein. Das Kind wagte sich unterdessen an den Felsrand, verlor den Halt und fiel ins Tal hinunter. Als die Mutter aufwachte und den Knaben nirgends mehr fand, ahnte sie, was geschehen sein musste. Sie eilte ins Tal hinunter und fand ihr Kind unverseht beim Blumenpflücken. Es erzählte von seiner wunderbaren Errettung durch «eine überaus schön hellglänzende Frau, gleich wie die Sonn, von

gar vielen lieben Engeln begleitet und umgeben.» Die liebevolle Frau habe ihm gesagt, sie sei Maria, die Himmelskönigin und habe diesen Ort und hohlen Felsen zu ihrer Wohnung auserwählt, allwo ihr gebenedeiter Name soll gepriesen werden. Später betreute der gerettete Knabe als Einsiedler den Ort und seine dankbaren Eltern haben zu «*mehrer Gezeugnus und Gedächtnuss diss Ursprungs, das Hembdlin, mit welchem das Kind im Fall angethan und bekleydt gewesen, allhier in der heiligen Capellen aufhenken lassen.»*

In einer anderen Sage ist es das Töchterchen des Ritters Hans von Rotberg, welches dasselbe Fallwunder erlebt:

An einem schönen Sommertag ritt der Junker nach Basel. Gegen Abend ging ihm die Edelfrau mit ihrem Kind bis an die Flühe entgegen. Während die Rittersfrau sich auf einen Stein setzte und ins weite Land hinausschaute,



Der Felsen von Mariastein mit dem angebauten Abgang zur Gnadenkapelle



Das Gnadenbild

pflückte das kleine Mädchen einen bunten Strauss für den Vater. Am Rand der Fluh entdeckte es plötzlich einige leuchtend blaue Blumen und bückte sich; aber es glitt aus und stürzte mit einem Schrei in die Tiefe. Zu Tode erschreckt eilte die Mutter an den Rand des Felsens, wo nichts mehr von ihrem Kind zu sehen war. So schnell sie ihre zitternden Beine zu tragen vermochten, lief sie den Fusspfad ins Tal hinunter. Sie fürchtete, ihr einziges, liebes Töchterlein tot und zerschmettert zu finden. Ausser Atem und weinend kam sie am Fusse der Felswand an, als ihr die Kleine unverseht entgegen sprang und sich in ihre Arme warf. Die Mutter drückte ihr neu geschenktes Kind an ihr Herz. Das Mädchen erzählte ihr, eine schöne

Frau habe es mitten im schrecklichen Fall auf ihren Armen aufgefangen und nachher auf die Wiese gesetzt. «Die Retterin ist gewiss die Jungfrau Maria gewesen», rief die Edelfrau dankbar und gelobte, ihr an der Stelle des wunderbaren Mirakels eine Kapelle zu stiften. Später entstanden über der Kapelle eine grosse Kirche und daneben ein Kloster.

Das zweite Fallwunder

Der Bericht über dieses erste Fallwunder, das je nachdem ein Bauernbub oder das Töchterchen von Edelleuten erlebte, machte die Grotte, wo der Sturz geschah, zum Wallfahrtsort. Zum Zeitpunkt des zweiten Fallwunders, das als historische Gegebenheit aus dem Jahr 1541 in Ein-

zelheiten dokumentiert ist und an dem prominente Personen beteiligt waren, blickte Mariastein bereits auf mindestens zweihundert Jahre Wallfahrtsgeschichte zurück – eine bewegte Geschichte –, die nicht nur Frömmigkeit, sondern auch Feuersbrunst, Raub, Rechtshändel, Gewalt und Zerstörung mit einschliesst.

Mariastein wurde in die Stürme der Reformation gerissen. Aufrührerische Bauern verwüsteten auf Anstiften der Prädikanten, die zum neuen Glauben übergetreten waren, die Kapelle. *«Denn am 18. Februar 1530 haben sie die Bilder und Zierden zu Unserer Lieben Frau im Stein verbrannt, eigenen Muthwillen und Gewalt gebraucht an dem Orte, wo sie kein Recht haben.»* Der Chronist, Pater Hieronymus, notierte: «Der Zugang zur Gnadenkapelle wurde verschüttet, der Tabernakel ausgelöscht. Die Menschen schienen die Verheissung der allerseligsten Jungfrau vergessen zu haben.»

Da geschah am 13. Dezember 1541 am Ritter Hans Thüring II., Reich von Reichenstein, ein zweites Fallwunder:

Der Edelmann hatte sich wegen der Pest, die in Pfort ausgebrochen war, von dort nach Mariastein geflüchtet. Auf einem Spaziergang mit seinen Angehörigen verliess er den Weg und trat an den Rand der Fluh; da brach ein Ast, an dem er sich festhielt, und Hans Thüring stürzte, von seinen Begleitern unbeachtet, in die Tiefe. Als ihn seine Gattin vermisste, eilte sie – Schlimmes ahnend – dorthin zurück, wo sie mit ihm und den Verwandten spazieren gegangen war. Da stand am äussersten Rand der Fluh nur noch das weisse Hündchen des Ritters; es war nicht von der Stelle gewichen, wo sein Herr abgestürzt war. Rasch holte die erschrockene Frau Hilfe herbei. Man fand den Verunfallten am Fuss der Fluh. Er war benommen, wies aber ausser einem doppelten Kieferbruch keine schweren Verletzungen auf und genas innerhalb weniger Wochen.

Das ganze Geschehen ist mit allen Einzelheiten, auch der sorgsam und rührenden Bergung des Verunfallten, auf einem Mirakelbild in der Reichensteinischen Kapelle zu Mariastein dargestellt.

Das Gnadenbild

Die Wallfahrten nach Mariastein kamen wieder in Gang. Ausschlaggebend war wohl die Tatsache, dass die Obhut über die Kapelle von den Augustiner-Eremiten, die reformiert geworden waren, an

die Benediktiner des Klosters Beinwil übergang. Unter ihrem Abt, Fintan Kieffer, übersiedelten sie im Jahr 1648 in den Stein. Eine rege Bautätigkeit setzte ein, ein neues Gotteshaus entstand. Sieben Jahre später, am 31. Oktober 1655 weihte Fürstbischof, Franziskus von Schöna, die neue Wallfahrtskirche ein.

Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurde die Muttergottes immer deutlicher – und anders als dies die Reformatoren eigentlich beabsichtigt hatten – zum Unterscheidungskriterium zwischen den Konfessionen. Während die Protestanten zunehmend von ihr abrückten, scharten sich die Altgläubigen um sie und festigten ihren Glauben nicht zuletzt dank der Marienverehrung. Wer in Gefahr ist, kann sich «in den Stein verloben», das bedeutete: ein Gelübde an Maria tun. «In den Stein gehen» aber hiess: hinuntersteigen aus der grossen hellen Kirche, dem Rand der Felswand entlang über 59 Stufen hinab in die dunkle Gnadenhöhle. Da wurde man von der Jungfrau und dem Kind erwartet.

Das Gnadenbild, das heute frei an der nackten Felswand hängt, stammt

aus der Übergangszeit vom Spätmittelalter zur Renaissance: eine sitzende Madonna mit ihrem Kind, deren steinernes Gewand sich bereits barock bauscht. Zu welchem Zeitpunkt genau das steinerne Gnadenbild der lächelnden Muttergottes in die Höhle gebracht wurde und ob es eine Vorläuferin hatte, ist ungewiss. Erstmals schriftlich erwähnt wurde es um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Sie ist «*lächelnden Angesichtes, also dass selbiges ohne sonderbare Hertzens Erquickung nicht kann angesehen werden*», wie Pater Dominikus Gink, der Verfasser des grossen Mirakelbuches, über sie schrieb. Ursprünglich in tiefen Blautönen bemalt, erhielt die Mutter im Stein erst im Laufe der Zeit reich bestickte Prunkkleider aus Seide. Auch die Kronen, die sie und ihr Kind tragen, sind Geschenke wohlhabender Gönner.

Krücken, Votivtafeln und -bilder zeugten von zahlreichen Gebetserhörungen, von Wundern und immer wieder auch von Fallwundern, die Pater Dominikus Gink (1639 – 1701) im Mirakelbuch von Mariastein festhielt. Ein schwunghafter Handel mit Wallfahrts-

bildchen und -medaillen, so genannten Gnadenpfennigen, kam auf. Ferner gab es Wallfahrtskrapfen, Wachsfiguren und Klostermodelle mit Abbildungen des Gnadenbildes.

Die Auswüchse um Heiligenkulte, heilige Orte und Wallfahrten haben die Menschen des 16. Jahrhunderts mehr beschäftigt, als wir uns heute vorstellen können. Die Kritik daran war keineswegs neu. So machte sich Erasmus (der dem alten Glauben treu blieb) einmal lustig über die Rivalität zwischen unseren Lieben Frauen von Walsingham (England) und Mariastein. «Beide wollen einander den ersten Rang streitig machen», schrieb er, «und sind doch beide nur Bilder der Einen Maria». Die Menschen des späten Mittelalters neigten dazu, das Bild mit der unsichtbaren Wirklichkeit zu verwechseln, für die es stand, und vor diesem Hintergrund ist Calvin zu verstehen, als er den Menschengestalt eine «Götzenwerkstatt» nannte.

Erasmus lässt in einem Text, den er um 1524 an Zwingli richtet, die Muttergottes («... *ich, die steinerne Jungfrau* [d.h. die Jungfrau von Mariastein] *habe es mit eigener Hand unterschrieben*»), ausdrücken, was ihn, den Humanisten, beschäftigt:

Zunächst zeigt sich Maria erleichtert über Zwinglis Kritik am Heiligenkult. Sie beklagt sich selbst über die kindischen, abergläubischen, oft auch unmoralischen (gottlosen und sinnlosen) Forderungen ihrer verschiedenen Anhänger. Aber, ihr stärkstes Argument spart sich die Muttergottes bis zum Schluss auf:

«Mich aber obwohl ich wehrlos bin, wirst du doch nicht hinauswerfen, ohne dass du zugleich meinen Sohn hinauswirfst, den ich in den Armen halte. Von diesem lasse ich mich nicht losreissen: entweder du wirst ihn zugleich mit mir austreiben, oder uns beide lassen, du möchtest denn lieber eine Kirche haben wollen ohne Christus.»

Verwendete Literatur

Derungs Kurt, Geheimnisvolles Basel, Sakrale Stätten im Dreiland, edition amalia, 2004

Haas Hieronymus, Wallfahrts Geschichte von Mariastein, Editio de Consolatione, Kloster Mariastein, 1973

still & stark, Die heiligen Frauen von Mariastein, hrs. Verein Frauenrundgang, Limmat Verlag, Zürich 2003

Über 95 Stufen geht es hinunter zur Gnadenkapelle – und wieder hinauf

